

Mundartpflege gestern und heute

Autor(en): **Ruef, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **9 (2001)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

9. JAHRGANG

SEPTEMBER 2001

NR. 3

MUNDARTPFLEGE GESTERN UND HEUTE

Vortrag zum Jubiläum «10 Jahre Bärndütsch-Verein», 16. Mai 2001, in Bern

Zuerst möchte ich als Präsident des Vereins Schweizerdeutsch dem Bärndütsch-Verein zu seinem 10-jährigen Bestehen gratulieren. Mit Freude stelle ich fest, dass der Bärndütsch-Verein sehr lebendig ist und die gesamtschweizerischen Bemühungen um die Mundarten wesentlich unterstützt. Wir alle hoffen und wünschen, dass dies auch weiterhin so bleiben kann.

Ich bin vom Vorstand gebeten worden, den Vereinszweck, die Förderung der Mundart in einen rückblickenden und aktuellen Zusammenhang zu stellen. Aus den vier Bereichen, die gemäss Statuten gefördert werden sollen, nämlich «Kenntnis, Pflege, Ansehen und Gebrauch», nehme ich die Pflege der Mundart als schwierigsten Begriff heraus.

Ich will Sie jetzt nicht mit einer gängigen Definition (z.B. Mundartpflege sei bewusste Beeinflussung oder Normierung des Mundartgebrauchs) langweilen. Ich möchte einen anderen Weg gehen und fragen, was unter was für ein Bild von der Mundart man die Pflege bisher gestellt hat.

Ich habe in der Zeitschrift «Schwyzerlüt», der Vorgängerzeitschrift unseres Vereinsblattes, Aussagen aus den

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Mundartpflege gestern und heute</i>	1
<i>Besinnlicher Basler Pegasus</i>	6
<i>Simmentaler Wörterbuch</i>	9
<i>Zum Gedenken an Paul Krämer</i>	9
<i>Leseprobe Dä nid weiss, was Liebi heisst</i>	10
<i>Heitere Appenzeller Geschichten</i>	11
<i>Jahresbeitrag</i>	11
<i>Jahresversammlung des «Verein Schweizerdeutsch»</i>	12

späten 50er-Jahren über die Mundart zusammengetragen. Da heisst es etwa in Vergleichen, die Mundart blühe wie eine Blume, glänze wie Seide, sie sei sauber wie Kristall, sie sei wie ein Wundergesang eines alten Glockenspiels, wie rauschendes Wasser, wie das Rollen einer Lawine oder schliesslich wie eine Betglocke. Aus all diesen Vergleichen geht eine sehr hohe Wertschätzung hervor, die die Mundart an höchsten heimatlichen Werten ver-sinnbildlichen liess. Dieses Lob war damals möglich, weil die Mundart allgemein seit den Dreissigerjahren als Abwehr gegen den Nationalsozialismus eine starke Aufwertung erfahren hatte.

In den 60er-Jahren und später war es dann um diesen Ausdruck von Wertschätzung zunehmend geschehen. Es kam Kritik auf, die nicht nur die verniedlichenden Übertreibungen, sondern das ganze damit zusammenhängende Mundartbild ablehnte. Die Meinung setzte sich durch, dass die Mundart kein Kultobjekt werden dürfe. Die Mundart wurde neu als Kommunikationsmittel verstanden, das zwar nicht wertfrei war, seinen Wert jedoch hauptsächlich durch seine Brauchbarkeit in der zwischenmenschlichen Verständigung bekam.

Diese Sichtweise rückte jetzt auch die besondere Doppelsprachigkeit von Mundart und Hochsprache in der Deutschschweiz ins Licht. Ein amerikanischer Wissenschaftler beschrieb sie so, dass sich Mundart und Hochsprache die verschiedenen Bereiche der Kommunikation ergänzend aufteilen: Die Mundart übernimmt grund-

sätzlich das Mündliche, und zwar dort, wo es eher informell zu und her geht, z. B. in Familie, Nachbarschaft, Bekanntenkreis. Die Hochsprache ist grundsätzlich die Schriftsprache («Schriftdeutsch») und wird in formellen Situationen gesprochen (z. B. in Politik, Kirche, Massenmedien). Die Hochsprache, weil sie «wichtigere» Bereiche übernimmt, hat mehr Prestige als die Mundart, die für das «Gewöhnliche» zuständig ist.

Dies machte nun ein wesentlich anderes Bild der Mundart aus. Die Mundart war gewissermassen die kleinere Schwester des Hochdeutschen und musste mit dem unbedeutenderen Teil des Kommunikationskuchens vorlieb nehmen. Dazu kam noch, dass es der Mundart verwehrt blieb, «höhere» Aufgaben zu übernehmen. Die Mundartförderung griff hier seitdem heftig ein und betonte immer wieder, dass in der Mundart alles ausgedrückt werden kann, was im Hochdeutschen möglich ist.

Der Zeitgeist kam der Mundart zu Hilfe. Vor allem in den Jahren nach 68 eroberte die Mundart in einem regelrechten Siegeszug immer mehr Terrain gegenüber dem Hochdeutschen. Sie hielt Einzug in den Massenmedien, sie fasste in der Kirche Fuss und übernahm auch Aufgaben im schriftlichen Bereich, z. B. in privaten Briefen. Es wäre der Mundartförderung nie möglich gewesen, dies direkt zu bewirken. Massgeblich beteiligt war hier vielmehr der damals aufkommende Trend zur Unkompliziertheit und zu informellen Umgangsformen.

Wie Sie alle wissen und miterlebt haben, blieb die Mundart in den Jahr-

zehnten seither mehrheitlich auf dem Vormarsch und setzte sich in immer mehr Bereichen fest, die vorher dem Hochdeutschen überlassen waren. Im mündlichen Feld geschah dies etwa in wissenschaftlichen Arbeitsgruppen oder in der Sportreportage, im schriftlichen Feld etwa in Gelegenheitsanzeigen oder Kontaktanzeigen, in der Werbung und auch in Todesanzeigen. Mit dem Berner Mundart-Rock besetzte die Mundart sprachliches Terrain, das bisher dem Englischen vorbehalten war.

Konnte die Mundartpflege nun ob all dieser «Erfolge» zufrieden sein und die Hände in den Schoss legen? Sie konnte es nicht. Allzu offensichtlich litt unter der quantitativen Ausweitung der Mundart ihre Qualität. Weitherum wurde das Mundartsprechen zum Sprechen eines Mundartengemischs. Das Hochdeutsche, das zwar äusserlich zum Teil von der Mundart verdrängt worden war, tröpfelte kontinuierlich in die Mundarten hinein, entweder direkt mit Wörtern und Wendungen oder, indem es die Mundart nach hochdeutschem Muster umprägte. Wichtig scheint mir, dass nicht nur die oft angeprangerte Bevölkerungsmobilität oder die Massenmedien für das Mundartengemisch und für das Mundart-Hochdeutsch-Gemisch schuldig sind. Entscheidend ist das herrschende Bild der Mundart und der Sprache allgemein, das diese als Mittel zur Kommunikation sieht, gewissermassen als Mittel zum Zweck, wobei der Zweck dann jede Erscheinungsform des Mittels heiligt.

Die Mundartpflege versuchte den qualitativen Mangel der Sprach-

mischung anzugehen, indem sie verstärkt auf die Reinheit des Mundartsprechens hinwirkte. Vieles, was der Verein Schweizerdeutsch und seine Zweigvereine in den letzten Jahrzehnten unternommen haben, ist unter diesem Aspekt zu verstehen. Die Mundartpflege stiess bei vielen damit auf offene Ohren, gerade bei solchen, denen ihre Unsicherheit oder ihr eigenes Gemisch nicht gefiel. Trotzdem kam sie mit dem Rücken zur Wand zu stehen, denn sie wandte sich mit solchen Bemühungen gegen das herrschende Bild von der Mundart. Man betrachtete sie als nostalgisch oder sogar als ideologisch rückwärtsgewandt und wirklichkeitsfremd.

Eine andere Strömung, von der modernen Sprachwissenschaft ausgehend, verstärkte das Problem noch. Das herrschende Bild der Mundart als Kommunikationsmittel wurde ergänzt durch die Vorstellung, dass jede Sprache und auch jede Mundart ein in sich zusammenhängendes System sei. Dieser Gedanke hätte an sich den Reinheitsbestrebungen der Mundartpflege dienlich sein können: Systeme zu mischen ist nicht empfehlenswert, da dann keines mehr richtig funktioniert. Die System-Vorstellung entfaltete ihre Wirkung jedoch in eine andere Richtung. Das System einer Sprache und auch das System einer Mundart verstand man als vollständig selbstfunktionierend und selbstregulierend. Da war der Eingriff des Menschen nicht vorgesehen und sowieso überflüssig. Aus diesem System-Bild der einzelnen Mundarten ergab sich die Forderung, dass man den Mundarten ihre eigene

Entwicklung lassen sollte und allenfalls an dem Freude haben sollte, was sich daraus ergab. Die Mundartpflege hatte unter einem solchen Bild von der Mundart keinen Platz mehr. Sie konnte abgeschafft werden.

Solchen Gedanken sahen sich in den letzten Jahren die Leute der Mundartpflege immer wieder gegenübergestellt und es war kein Wunder, wenn man sich in den Vorständen des Vereins Schweizerdeutsch und seiner Zweig-Vereine zu fragen begann, ob denn der Vereinszweck überhaupt noch Sinn mache.

Meine Damen und Herren, damit schliesse ich den rückwärtsgewandten Teil meines Vortrags über die Mundartpflege von gestern. Sie sehen, dass die letzten Jahre und Jahrzehnte nicht einfach waren für das Anliegen der Mundartpflege. Ich hoffe aber auch, dass Sie nun erkennen können, dass manches nicht gewissermassen naturgesetzlich abgelaufen ist, sondern vom vorherrschenden Bild der Mundart beeinflusst worden ist. Bilder von etwas machen wir uns selbst, sie haben aber die Tendenz, auch Bilder für dieses etwas zu werden, ihren Gegenstand also in ihrem Sinne zu verändern.

Nun zum Heute, das meiner Ansicht nach auch noch stark in die Zukunft reichen wird. Ich hätte das Präsidium des Vereins Schweizerdeutsch nicht übernommen, wenn ich nicht sähe, dass ein neues Bild der Mundart am Entstehen ist, das der Mundartpflege wieder einen anerkannten Platz, ja sogar einen zentralen Platz einräumt. Dieses neue Bild, das noch nicht so bekannt ist, und die sich daraus ergeben-

den Möglichkeiten möchte ich hier grob skizzieren.

Es geht darum, dass Sprache, und auch die mundartliche Sprache, doch weit mehr ist als ein Mittel der Kommunikation. Wir nehmen ihre Laute, Wörter und Wendungen auch als solche wahr. Ihr Klang sagt uns etwas, ja, bedeutet uns etwas, und zwar mehr, als dass wir sie in unser eigenes mundartgeografisches Raster einordnen. Laute, Wörter und Wendungen, besonders die unserer eigenen Mundart, lassen unsere Erfahrungen und unsere Erlebnisse, mit denen sie verbunden sind, wieder aufleben. Sie tragen den ganzen Reichtum unserer ersten Erschliessung und Erkenntnis der Welt in sich.

Mit dem Wort Bach sind in jeder Mundart typische Vorstellungen verbunden, z.B. was dessen Aussehen betrifft oder was das betrifft, was man üblicherweise dort tut. Wie diese Vorstellungen aussehen, hängt auch von den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten ab, z.B. ob ein ein Bach hier ein stilles Rinnsal zwischen Wiesen ist, ein sprudelnder Bergbach oder ein geschiefeführender Wildbach, ob es Fische drin hat, ob man ihn üblicherweise zum Bewässern braucht oder ob man sich an heissen Tagen dort vergnügt.

Die mundartliche Sprache ist besonders mit den Erfahrungen und Erlebnissen verbunden, die wir an dem Ort gemacht haben, an dem diese Mundart gesprochen wird. Ein weiteres, drastischeres Beispiel dazu: Der Ausdruck in meiner Mundart: *D Louwena ischt choon* ist verbunden mit dem Erleben von bis zum Dorf

herunterdonnernden Lawinen, von Abgeschnittensein, Stromausfall, Evakuierung, manchmal existenzieller Angst. All das steckt in der Wendung *D Louwena ischt choon*, die eine Lawine als das Zuschlagen einer übermächtigen Naturgewalt sieht und nicht als physikalisches Einzelereignis.

Das Erleben und die Erfahrungen, die mit einem bestimmten Ort zusammenhängen, gehen in die an diesem Ort übliche Sprache, und das ist die Mundart, ein: Nicht nur, was mit der örtlichen Landschaft und Natur zusammenhängt, auch was mit den Bauten, den Arbeits- und Bewirtschaftungsformen und mit dem Zusammenleben der örtlichen Gemeinschaft zu tun hat. Es ist nun klar, dass die Laute, Wörter und Wendungen etwas davon mittragen und dies der Mundartgemeinschaft immer wieder zur Verfügung stellen. Ernst Eggimann hat geschrieben, wenn die Mundart gewissermassen selbst dichte, stellen sich wie von selbst bernische Inhalte ein.

Das neue Bild der Mundart sieht sie als Ausdruck und zugleich als Inventar des sich Zurechtfindens in der Welt, primär in der örtlichen Welt. Sie ist kein auswechselbarer Code, sie ist aber auch nicht ein Kulturgegenstand, wie man ihn ins Dorfmuseum stellt.

Dieses Bild der Mundart erlaubt es, Abschied zu nehmen von ein paar bedrückenden Vorstellungen. Eine davon ist, dass eine Mundart ein System sein müsse. Eine Mundart bietet ein offenes Inventar von Möglichkeiten, mit der örtlichen Welt zurechtzukommen. Die Zeit des Kampfes der Systeme ist nicht nur in der Weltpolitik, sondern auch im

sprachlichen Bereich vorbei. Es geht nicht mehr um Grenzen und Abgrenzung (Berner gegen Zürcher?), sondern um die Förderung des je Eigenen und Unverwechselbaren, nicht nur in der eigenen Mundart, sondern auch in den andern Mundarten. Neben dem Unverwechselbaren, örtlich Gebundenen gibt es ja auch noch das Gemeinsame, die fliessenden Übergänge zwischen den verschiedenen Mundarten, alles das, was macht, dass wir uns unter den Mundarten noch verstehen. Beides zusammen, die allseitige Wertschätzung des je Eigenen und diese gemeinsame sprachliche Grundlage geben dann jenen Kitt ab, dank dem wir berechtigt von Schweizerdeutsch sprechen können.

Was heisst dies nun für die Mundartpflege? Ich möchte dies in drei Punkte fassen.

1. Mundartpflege heute richtet sich nicht gegen etwas, sondern steht für etwas ein, indem sie das Besondere und das Verbindende der einzelnen Mundarten stärkt.
2. Mundartpflege heute richtet sich qualitativ aus und stellt auf den Reichtum ab, der sich aus dem Ortsbezug (Landschaft, Natur, Menschen) der Mundart ergibt.
3. Mundartpflege heute kann mit dem Aspekt der echten Mundart unverkrampt umgehen, weil unter dem neuen Mundartbild Normierung in der Sprache selbst angelegt ist.

Der praktisch gangbare Weg zur Umsetzung dieser Punkte muss noch in seinen Einzelheiten gefunden werden.

Es braucht keine grundlegend neuen Tätigkeiten, höchstens ein neues Selbstverständnis bei ihrer Ausführung. Hier müssen zwei konkrete Hinweise genügen.

Ganz wichtig ist sicher die Unterstützung der Mundartliteratur, die ja immer wieder und immer neu versucht, den Reichtum der Mundart sichtbar zu machen.

Daneben geht es auch bei allen andern kulturellen Unternehmungen, bei denen Mundart eine Rolle spielt, wie beispielsweise dem Laintheater, dem Jodellied, dem Hörspiel, aber auch allgemein beim prominenten Sprechen und Schreiben in der Öffentlichkeit darum, gute Beispiele hervorzuheben. Der Vorstand des Vereins Schweizerdeutsch hat darum ins Auge gefasst, einen jährlichen Mundartpreis zu vergeben.

PD DR. HANS RUEF

BESINNLICHER BASLER PEGASUS

Der eingesessene Baselstädter hat zwar Gefühle, aber er zeigt sie nicht. So fehlt auch dem autochthonen Baseldeutsch-Wortschatz ein Wort für «Gefühl». Die dennoch oft gehörten Ausdrücke «Gfiel», «Gfyy!» oder «Gfüül» wirken trotz der mundartlichen Lautung oft fremd. Stattdessen benutzt der Stockbasler lieber das verstandesmäßig orientierte Wort «Ydee». «I ha

d Ydee, i haig eppis Dumms gsait.» (Ich habe das Gefühl, etwas Dummes gesagt zu haben.) Der Basler Charakter ist immer noch so virulent, dass der Normalbürger seine Gefühle lieber mit dem Mantel des Witzes oder der Ironie zudeckt, als zu «seeleblittle», jedenfalls in der Öffentlichkeit. Daher ist das Basler Pflaster ein ziemlich karger Nährboden für das lyrische Schaffen der Poeten. Es gab und gibt da freilich Aus-

FIR ALLES GIT S E ZYT

S isch aifach glyych im Lääbe wie bym Pflanze:
Foosch eppis aa, goot s männgmool glyy kabutt,
und numme säiten und noo langem Schanze
git s druss e Baum, wo d kaasch drum umme danze.
Und s Huus, wo d bausch, isch speeter numme Schutt.

Und legsch emool di furchtbaar fescht an Laade
und hoffsch, s wäärd guet, dnoo kunnt der aifach nyt.
En ander Mool, wenn d dännggsch, s gäb numme Schaade,
kunnt der Erfolg und s Gligg, wo d drin kasch baade,
vo sälber. Und de meergsch: S lyt in der Zyt.

Es git e Zyt fürs Machen und fir s Losse,
und die bestimm nid yych, die kunnt mer zue.
Die isch vo däm, wo laited, fir mi bschlosse,
vo däm, wo gresser isch als alli Bosse
und wo mer au Verdraue git und Rue.

Soo duen i wyter pflanze, wyrer baue,
au wenn i nit ka wisse, eb mer d Zyt
au längt, fir speeter d Fricht no z kenne bschaue.
Dasch glyych. Was immer kunnt, i haa Verdraue,
und das Verdrauen isch mer himmelwyt.